

Peter V. Zima

Was ist Theorie?

2. Auflage

Eine Arbeitsgemeinschaft der Verlage

Böhlau Verlag · Wien · Köln · Weimar
Verlag Barbara Budrich · Opladen · Toronto
facultas · Wien
Wilhelm Fink · Paderborn
A. Francke Verlag · Tübingen
Haupt Verlag · Bern
Verlag Julius Klinkhardt · Bad Heilbrunn
Mohr Siebeck · Tübingen
Ernst Reinhardt Verlag · München · Basel
Ferdinand Schöningh · Paderborn
Eugen Ulmer Verlag · Stuttgart
UVK Verlagsgesellschaft · Konstanz, mit UVK/Lucius · München
Vandenhoeck & Ruprecht · Göttingen · Bristol
Waxmann · Münster · New York

Peter V. Zima

Was ist Theorie?

Theoriebegriff und Dialogische Theorie
in den Kultur- und Sozialwissenschaften

2., überarbeitete Auflage

A. Francke Verlag Tübingen

Peter V. Zima war bis 2012 ordentlicher Professor für Allgemeine und Vergleichende Literaturwissenschaft an der Alpen-Adria-Universität Klagenfurt. Er ist seit 1998 korrespondierendes Mitglied der Österreichischen Akademie der Wissenschaften in Wien, seit 2010 Mitglied der Academia Europaea in London und seit 2014 Honorarprofessor der East China Normal University in Shanghai. In der *utb*-Reihe sind von ihm erschienen: *Komparatistik*, 1992, 2011 (2. Aufl.); *Die Dekonstruktion. Einführung und Kritik*, 1994, 2016 (2. Aufl.); *Moderne / Postmoderne. Gesellschaft, Philosophie, Literatur*, 1997, 2001 (2. Aufl.), 2014 (3. Aufl.), 2016 (4. Aufl.); *Theorie des Subjekts*, 2000, 2007 (2. Aufl.), 2010 (3. Aufl.), 2017 (4. Aufl.); *Entfremdung. Pathologien der postmodernen Gesellschaft*, 2014.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

2., überarbeitete Auflage 2017

1. Auflage 2004

© 2017 • Narr Francke Attempto Verlag GmbH + Co. KG
Dischingerweg 5 • D-72070 Tübingen

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Internet: www.francke.de
E-Mail: info@francke.de

Printed in Germany

utb-Nr. 2589
ISBN 978-3-8252-4797-3

Inhaltsverzeichnis

Vorwort	ix
----------------------	-----------

Einleitung: Problem und Begriffsbestimmung	1
---	----------

1. Theorie: strukturell und funktional.....	4
2. Theorie objektbezogen	12
3. Theorie als Diskurs und die Aufgabe der Philosophie	19

Erster Teil

<i>Der theoretische Diskurs in den Sozial- und Kulturwissenschaften: Begriffsbestimmung</i>	25
--	-----------

I. Die kulturelle Bedingtheit der Theorie.....	29
---	-----------

1. Rationalisierungsprozesse	30
2. Kultur als Problematik: Die kulturelle Bedingtheit kultur- und sozialwissenschaftlicher Theorien.....	34
3. Zur Institutionalisierung von Theorien.....	40

II. Die sprachliche und ideologische Bedingtheit von Theorien: Definition der Theorie als Soziolekt und Diskurs	47
--	-----------

1. Sozio-linguistische Situationen, Soziolekte und Diskurse	48
2. Ideologie und Theorie: Der Diskurs der Theorie	56
3. Subjektivität und Reflexion.....	65

III. Theorie, Wissenschaft, Institution und das <i>strong programme</i>	69
--	-----------

1. Theorie, Wissenschaft, Institution.....	70
2. Bloors und Barnes' <i>strong programme</i> : Eine Kritik	71

3. Ideologie und Naturwissenschaft: Canguilhem's Alternative ...77
4. Die Besonderheit der Kultur- und Sozialwissenschaften80

IV. Wertfreie, falsifizierbare Theorie?

Zur Beziehung von Wertfreiheit, Intersubjektivität und Falsifizierbarkeit.....85

1. Wertfreiheit als diskursives Problem86
2. Falsifizierbarkeit, Intersubjektivität und Diskurs90
3. Vom Kritischen Rationalismus lernen: Ausblick99

V. Paradigmen in den Kultur- und Sozialwissenschaften?101

1. Paradigma: Versuch einer Begriffsbestimmung.....103
2. Zur Anwendbarkeit des Paradigmenbegriffs in den Kultur-
und Sozialwissenschaften.....106
3. Paradigmen, sozio-linguistische Situationen und Soziolekte 115

Zweiter Teil

Die Einheit der Gegensätze:

Prolegomena zu einer Dialogischen Theorie119

VI. Zwischen Universalismus und Partikularismus:

Popper und Lyotard (Kuhn, Winch)123

1. Poppers Universalismus als Kritik an Kuhns „framework“ ...124
2. Lyotards postmoderner Partikularismus als polemische
Ergänzung des Kritischen Rationalismus.....128
3. Von der Einheit der Gegensätze zum Dialog134

VII. Intersubjektivität und Aspektstruktur:

Davidson und Mannheim.....137

1. Davidson: Subjektivität, Intersubjektivität und Sprache138

2. Mannheim: Ideologie und Aspektstruktur.....	143
3. Für einen reflektierenden Dialog.....	149

VIII. Realismus und Konstruktivismus:

Lukács und Glaserfeld.....	151
-----------------------------------	------------

1. Georg Lukács oder der konstruierte Realismus	152
2. Ernst von Glasersfeld oder der Zerfall der Wirklichkeit in der Postmoderne	156
3. Ein Ausweg aus der Beliebigkeit?.....	163

IX. System und Feld: Luhmann und Bourdieu

1. Luhmann oder die Wahrheit des Systems	168
2. Bourdieu oder der Kampf um das Feld	175
3. Subjektivität, Wahrheit, Dialog.....	183

X. Intersubjektivität und Machtstruktur:

Habermas und Foucault (Althusser, Pêcheux)	187
---	------------

1. Habermas' Intersubjektivität als Ideal und Abstraktion.....	189
2. Von Foucault zu Althusser und Pêcheux: Erkenntnis als Macht.....	197
3. Subjektivität und Verständigung zwischen Determinismus und Freiheit.....	203

Dritter Teil

<i>Dialogische Theorie: Eine Metatheorie der Verständigung.....</i>	207
--	------------

XI. Kritische Theorie als Dialog: Ambivalenz und

Dialektik, Nichtidentität und Alterität	213
--	------------

1. Ambivalenz, Paradoxie und offene Dialektik	214
2. Nichtidentität, Alterität und Kritik	219
3. Alterität, Ambivalenz und Dialog	223

XII. Subjektivität, Reflexion und Objektkonstruktion im Diskurs	225
1. Nichtidentität und Objektkonstruktion	227
2. Objektkonstruktion als Selbstkonstruktion des Subjekts	233
3. Der Wahrheitsanspruch der Konstruktion	238
 XIII. Der interdiskursive Dialog: Theorie	 243
1. Interdiskursive Verständigung: Einige Voraussetzungen	245
2. Rekonstruktion, Übersetzung, Kritik.....	252
3. Interdiskursive Theoreme.....	259
 XIV. Der interdiskursive Dialog: Praxis	 263
1. Formalismus und Marxismus: Das „Wie“ und das „Warum“	264
2. Sprechakttheorie, Semiotik und Dekonstruktion: Wiederholung als Iterativität und Iterabilität	270
3. Ablehnung, Einverständnis und Mißverständnis.....	274
 XV. Kommunikation in fragmentierter Gesellschaft: Pluralismus, Indifferenz und Ideologie	 279
1. Pluralismus und Indifferenz	280
2. Die ideologischen Reaktionen und der Hermetismus der Theorie	284
3. Wozu Dialogische Theorie?	286
 Bibliographie	 289
 Personenregister	 301

Vorwort zur zweiten Auflage

Ausdrücke wie „soziologische Theorie“, „Kulturtheorie“ oder „Literaturtheorie“ setzen ein Theorieverständnis voraus, das kaum jemals verdeutlicht wird. Bestenfalls wird am Ende der Lektüre eines wissenschaftlichen Werks klar, was mit „Theorie“ gemeint war.

Terry Eagletons kultur- und literaturwissenschaftliches Buch *After Theory* (2003) verabschiedet den Theoriebegriff, ohne sich mit ihm auseinanderzusetzen. Ähnliches kann von Antoine Compagnons *Le Démon de la théorie* (1998) gesagt werden: Mit Hilfe des *sens commun* soll der Theorie der „Dämon“ ausgetrieben werden. Aber was ist Theorie?

Die Tatsache, daß eine zweite Auflage des vorliegenden Werks zustande kam, läßt das Bedürfnis nach einer konkreten Beantwortung dieser Frage erkennen. Dieses Bedürfnis ist insofern legitim, als sich ohne eine klare Begriffsbestimmung der „Theorie“ die Kultur- und Sozialwissenschaften nicht weiterentwickeln können.

Als Orientierungshilfen wurden in der Neuauflage an einigen Stellen zusätzliche Kurzdefinitionen und Zusammenfassungen eingefügt.

Vorwort zur ersten Auflage

Das Wort *Theorie* ging aus dem altgriechischen Verb *theorein* hervor, das soviel wie „schauen“ oder „beobachten“ bedeutet. Theorie in diesem etymologischen Sinn wäre also ganz allgemein als „Anschauung“ oder „Beobachtung“ aufzufassen. Nun wird aber der moderne Theoriebegriff meistens viel enger gefaßt: Er bezeichnet die wissenschaftliche Erkenntnis im Unterschied zur religiösen Kontemplation oder zur künstlerischen Betrachtung.

Dennoch ist der etymologische Hintergrund bedeutsam: weil er im modernen Kontext daran erinnert, daß Theorie eine besondere Art der Wahrnehmung ist, deren Besonderheit zur Sprache gebracht werden sollte. Der Ausdruck „zur Sprache bringen“ kann hier auch wörtlich verstanden werden: nämlich als Frage nach der *sprachlichen Beschaffenheit von Theorien*.

Diese ist bisher nicht eingehend analysiert und umfassend dargestellt worden. Denn seit langem befassen sich Kultur- und Sozialwissenschaftler mit den Begriffsbestimmungen von „Kultur“, „Ideolo-

gie“, „Sprache“ oder „Diskurs“, ohne eine ausführliche Diskussion des allgemeinen Theoriebegriffs in die Wege zu leiten.

Noch im Jahre 1999 muß ein Philosoph zugeben, „daß für den Begriff *Theorie* (...) bisher kein einheitliches, wissenschaftstheoretisches Begriffsverständnis vorliegt“. Die von ihm erwähnte Minimalauffassung „besteht darin, daß Theorien in ordnender Absicht formal als Satzsysteme aufgestellt werden“.¹ Auch Jürgen Mittelstraß entscheidet sich für diese Minimalauffassung, wenn er im Zusammenhang mit „Theorie“ von einem „System von Sätzen“² spricht. In der Einleitung wird sich zeigen, daß die bisherigen Theoriediskussionen über formale Definitionen dieser Art nicht hinausgekommen sind.

Formale und abstrakte Kriterien für die Bewertung von Theorien wie „Widerspruchsfreiheit“, „Innovation“ und „Fruchtbarkeit“ sind einerseits unvermeidlich, weil wir ohne sie nicht auskommen, andererseits unbefriedigend, weil sie auch auf nichttheoretische Texte anwendbar sind: auf politische Reden, Zeitungsberichte und sogar Kochbücher. Auch von ihnen erwarten wir – trotz schlechter Erfahrungen – Kohärenz und Information. Es kommt hinzu, daß in allen diesen Fällen die Frage nach Innovation und Fruchtbarkeit nur schwer zu beantworten ist. Als Alternative bieten sich, sofern es um spezifisch theoretische Probleme geht, konkrete Kriterien im soziologischen und semiotischen Sinne an.

In diesem Buch geht es – vor allem im *Ersten Teil* – darum, Theorien als sprachliche Strukturen darzustellen: als Diskurse oder semantisch-narrative Einheiten, die wesentlich mehr sind als die Summe ihrer Sätze, Aussagen oder Hypothesen. Nur wenn es gelingt, auf diskursiver Ebene über die rein formalen Definitionen von „Theorie“ hinauszugehen, kann ein Theoriebegriff vorgeschlagen werden, der dem besonderen (kulturellen, sprachlichen und ideologischen) Charakter der Kultur- und Sozialwissenschaften gerecht wird.

¹ P. W. Balsinger, „Dialogische Theorie? – Methodische Konzeption!“, in: *Ethik und Sozialwissenschaften* 4, 1999, S. 602-603. In diesem Buch wird immer wieder auf diese Diskussion Bezug genommen, die im Jahre 1999 die Dialogische Theorie zum Gegenstand hatte: Vgl. vor allem Kap. XIII und XIV.

² J. Mittelstraß, *Die Häuser des Wissens. Wissenschaftstheoretische Studien*, Frankfurt, Suhrkamp, 1998, S. 27. Zu Recht erklärt Mittelstraß: „Die Entscheidung für eine Theorie ist stets eine Entscheidung für ein System von Sätzen, nicht für einzelne Sätze.“ Aber: Wie kommt die Kohärenz eines Systems von Sätzen zustande?

Diskurse sind als soziologische, philosophische, geschichtswissenschaftliche oder literaturwissenschaftliche *Erzählungen* aufzufassen, die sich von Kultur zu Kultur, von Ideologie zu Ideologie unterscheiden können. Nicht nur die funktionalistische Soziologie, die nach dem Zweiten Weltkrieg in den USA entstand, erscheint vielen ihrer Kritiker als eine Konsensideologie, die aus einer besonderen Kultur hervorging; auch die in Europa entworfenen soziologischen Theorien erzählen die Gesellschaft im Rahmen von Diskursen, denen eine besondere Semantik und ein konkretes ideologisches Engagement eigen sind.

In Frankreich stellt beispielsweise Alain Touraine die gesellschaftliche Entwicklung dar, indem er einen für den französischen Kontext charakteristischen Gegensatz zwischen der sozialen Bewegung einerseits, den Staatsapparaten und den Wirtschaftsunternehmen andererseits konstruiert. Sein ideologisches Engagement kommt immer dann zum Ausdruck, wenn er diese Entwicklung *aus der Sicht* der sozialen Bewegungen betrachtet. Auch Niklas Luhmanns Erzählung der sozialen Differenzierung ist keineswegs neutral, sondern wendet sich u.a. gegen Touraines handlungsorientierten Ansatz, die Kritische Theorie und marxistische Soziologien. Zugleich artikuliert sie bestimmte soziale Interessen, die in Kap. IX erläutert werden.

Um der kulturellen und ideologischen Bedingtheit humanwissenschaftlicher Theorien Rechnung zu tragen, werden diese im Ersten Teil (Kap. I-II) als interessengeleitete Diskurse oder semantisch-narrative Strukturen („Erzählungen“) definiert. Es zeigt sich im Anschluß an ältere und neuere Arbeiten des Autors, daß der theoretische Diskurs einerseits von seinem ideologischen (liberalen, konservativen oder feministischen) Engagement lebt, andererseits von ihm als nach Erkenntnis strebender Diskurs bedroht wird. Kultur- oder sozialwissenschaftliche Theorie kann jederzeit zu einer Ideologie verkommen, die sich monologisch der Wirklichkeit gleichsetzt.

Angeichts dieser Gefahr stellt sich die Frage, wie mit einem ideologischen Engagement, das als Motivation und unverzichtbare Triebfeder einer jeden humanwissenschaftlichen Theorie innewohnt, umzugehen sei. In den Kapiteln III und IV wird deutlich, daß das von Max Weber in die Diskussion eingebrachte Wertfreiheitspostulat, an das die kritischen Rationalisten (Hans Albert, Karl R. Popper) anknüpfen, die Schwierigkeiten nicht ausräumt, weil theoretische Diskurse im kultur- und sozialwissenschaftlichen Bereich auf soziale, kulturelle

und wirtschaftliche *Probleme* (z.B. Arbeitslosigkeit, Inflation, Umweltverschmutzung) reagieren und Lösungsvorschläge machen, die *per definitionem* nicht wertfrei sein können. Davon zeugen ihr wertbefrachtetes Vokabular und ihre wertende Semantik.

In diesem Kontext wird auch die von Popper geforderte Falsifizierbarkeit von einzelnen Aussagen und ganzen Theorien zum Problem, weil die Widerlegung einer Theorie oder einer ihrer Hypothesen nicht zwischen atomisierten Individuen erfolgt, sondern zwischen (liberalen, konservativen, feministischen) Wissenschaftlergruppen, deren theoretische Diskurse zugleich ideologische Sprachen sind. Was in einer Gruppe als „widerlegt“ oder einfach als „überholt“ gilt, kann in einer anderen Gruppe weiterhin Gültigkeit beanspruchen. Angesichts dieser Probleme scheint Poppers Forderung nach „Falsifizierbarkeit“ als Widerlegung von Theorien im kultur- und sozialwissenschaftlichen Bereich nicht erfüllbar zu sein.

Als Alternative wird im **Zweiten Teil** im Anschluß an die Kritische Theorie (Adornos, Horkheimers) und Bachtins Hermeneutik eine dialektische und dialogische Metatheorie vorgeschlagen, die *gegensätzliche theoretische Positionen* zusammenführt, um sie im Rahmen einer Konfrontation zu überprüfen. Wo konträre Standpunkte aufeinandertreffen, läßt jede der beteiligten Theorien ihre Wahrheitsmomente und ihre blinden Flecken erkennen. Indem sie andere Perspektiven eröffnet, indem sie den in Frage stehenden Gegenstand ganz anders konstruiert, macht die konkurrierende Theorie Probleme sichtbar, welche die von uns bevorzugte Theorie verdeckt. Es geht also darum, theoretische Diskurse zwischen heterogenen Gruppensprachen oder Soziolekten überprüfen zu lassen.

Dabei knüpft die hier entwickelte Dialogische Theorie durchaus wieder an Poppers und Hans Alberts Forderung nach kritischer Überprüfung an. Diese hat jedoch keine endgültige Widerlegung (Falsifizierung) zum Ziel, sondern eine „Erschütterung“ im Sinne von Otto Neurath. Als einer der ersten kritisierte Neurath den Formalismus von Poppers *Logik der Forschung* (1934) und schlug als Alternative zum Falsifizierungsprinzip die „Erschütterung“ von Theorien in der kritischen Überprüfung vor. Diese „Erschütterung“ wird hier dialogisch gedeutet: als Bloßlegung theoretischer Schwächen durch Zusammenführung gegensätzlicher (extremer) Positionen.

Im Zweiten Teil werden die einander widersprechenden Theorien Poppers und Lyotards, Davidsons und Mannheims, Lukács' und Gla-

sersfelds, Luhmanns und Bourdieus, Habermas' und Foucaults aufeinander bezogen. Dabei zeigt sich, daß diese Ansätze einander nicht nur widersprechen, sondern auch ergänzen, weil die eine Theorie Probleme erkennen läßt, die von der anderen verdeckt werden.

Im **Dritten Teil** wird die Dialogische Theorie als Metatheorie und als Fortsetzung der Kritischen Theorie Adornos und Horkheimers dargestellt, die hier eine neue (dialogische) Richtung einschlägt (Kap. XI). Statt Gesellschaftskritik und Theoriebildung in reiner Negation ausmünden zu lassen, wird der theoretische Diskurs auf die schon bei Adorno und Horkheimer so wichtigen Begriffe der Nichtidentität und der Alterität ausgerichtet. Aus dieser Begrifflichkeit geht gleichsam von selbst der Dialogbegriff hervor, der hier einerseits im Sinne von Michail M. Bachtin verwendet, andererseits jedoch auf die wissenschaftstheoretische (metatheoretische) und konstruktivistische Ebene projiziert wird.

Auf dieser Ebene erscheint die Dialogische Theorie als eine *Metatheorie der kritischen Prüfung und Verständigung*. Eine ihrer zentralen Thesen, die aus der Kritik der Wertfreiheit (Weber) und der Falsifizierbarkeit (Popper) hervorgeht, lautet: *Die Überprüfung wissenschaftlicher Hypothesen oder Theoreme, die Popper und andere kritische Rationalisten zu Recht fordern, sollte nicht nur intersubjektiv, sondern auch (und vor allem) interdiskursiv oder interkollektiv, d.h. zwischen heterogenen Wissenschaftlergruppen, stattfinden*. Es geht darum, die Rede des anderen vorab mitzudenken: nicht primär aus ethischen, sondern aus erkenntnistheoretischen Gründen (Kap. XII).

Diese Forderung nach interdiskursiver oder interkollektiver Kritik, die in der Zeitschrift *Ethik und Sozialwissenschaften* (4, 1999) selbst zum Gegenstand einer angeregten Debatte wurde, wird im XIII. und XIV. Kapitel anhand von theoretischen Diskussionen, die in der Vergangenheit zwischen ideologisch heterogenen Gruppen stattgefunden haben, konkretisiert. Die Auseinandersetzungen zwischen russischen Formalisten und Marxisten, kritischen Rationalisten und Vertretern der Kritischen Theorie („Positivismusstreit“), Sprechakttheoretikern und Dekonstruktivisten bestätigen die Vermutung, daß ein Zusammentreffen heterogener Standpunkte wesentlich ergiebiger ist als Gespräche mit Gleichgesinnten innerhalb einer Wissenschaftlergruppe. Solche Gespräche mögen sich bisweilen als fruchtbar erweisen; in vielen Fällen bestätigen sie nur etablierte wissenschaftliche

und ideologische Dogmen. Es käme darauf an, diese Dogmen dialogisch aufzubrechen.

In einer Zeit ökologischer, feministischer, ethnischer und religiöser Engagements soll in diesem Buch (vor allem in den Kapiteln II und XV) die Aktualität des Ideologiebegriffs im kultur- und sozialwissenschaftlichen Bereich verdeutlicht werden. Die Großideologie als internationale Utopie mag obsolet sein; die „Kleinideologie“ ist weiterhin die treibende Kraft, die humanwissenschaftliche Theoriebildung mit Leben erfüllt. Allerdings kann sie der Theorie auch zum Verhängnis werden: als Identitätsdenken, Dualismus und Monolog. Es ist deshalb wichtig, *die ambivalente Rolle der Ideologie in der Theorie* zu erkennen (Kap. II und XII), um einen in den Kultur- und Sozialwissenschaften anwendbaren Theoriebegriff vorschlagen zu können.

Dieser ideologiekritische Kontext verdeutlicht auch die Aktualität der Kritischen Theorie, die – in allen ihren Gestalten – von dem zugleich einfachen und einleuchtenden Gedanken ausgeht, daß das von Adorno schon in den 60er Jahren diagnostizierte Scheitern des realen Sozialismus nichts über die Richtigkeit oder Rationalität der spätkapitalistischen Verhältnisse aussagt. Wer sich weiterhin weigert, die Entmündigung der Menschen in der kommerziellen Mediengesellschaft, die Ausbeutung der Natur und der Völker sowie die fortschreitende Umwelt-, Gesundheits- und Klimazerstörung ideologisch zu ignorieren, der wird sich auch weigern, mit dem Händlergedanken vorlieb zu nehmen, daß der Markt (als „Konsum“ getarnt) Menschen einander näherbringt.

Als Ursprung moderner Ambivalenzen führt er sie *auch* in Kriegen zusammen, die der Sicherung und Neuverteilung der immer spärlicher werdenden Ressourcen dienen. Die Binsenweisheit, daß nur konsumiert werden kann, solange gewinnbringend produziert wird, sollte Theoretiker daran hindern, die postmoderne Marktgesellschaft mit ihrer von Ideologen und Werbefachleuten konstruierten pluralistischen Fassade zu verwechseln.

Die in dieser Gesellschaft praktizierte pluralistische Toleranz ist letztlich nichts anderes als das vom Gewinnstreben diktierte Ertragen des Anderen und der anderen, bis sie überflüssig, unerträglich oder unrentabel werden (Kap. XV). Dieses Buch ist ein Versuch, über diese Art von Toleranz, die auch für das beziehungslose Nebeneinander von Theorien verantwortlich ist, hinauszugelangen.

Einleitung: Problem und Begriffsbestimmung

In einer Zeit, in der sich nach den intensiven Methodendiskussionen der 70er und 80er Jahre Theoriemüdigkeit bemerkbar macht, in der mancherorts Theoriefeindlichkeit zum guten Ton gehört, mag es verwegen erscheinen, eine Frage aufzuwerfen, die den einen bestenfalls ein müdes Lächeln entlockt, während sie auf die anderen wie ein rotes Tuch wirkt: Was ist Theorie? Das wissen wir doch längst, werden die einen einwenden, ohne lange nachzudenken, während die anderen bedenkenlos behaupten werden, daß wir das gar nicht zu wissen brauchen.

Die Praxis gibt beiden recht. Denn wollte man alle kultur- und sozialwissenschaftlichen Buchtitel anführen, in denen das Wort „Theorie“ vorkommt, ohne im Text begrifflich definiert zu werden, könnte man den Rest dieses Buches mit Titeln ausfüllen. Daß in dem von Giddens und Turner edierten Sammelband *Social Theory Today* (1987)¹ der Theoriebegriff zu kurz kommt, mag noch verständlich sein. Wer aber erwartet, wenigstens in Johnsons, Dandekers und Ashworths *The Structure of Social Theory* (1984) etwas über die sprachliche Struktur oder den logischen Aufbau von Theorien zu erfahren, der geht wieder leer aus, weil die Autoren den theoretischen Bereich nach den althergebrachten philosophischen Gesichtspunkten rekonstruieren: *empiricism, subjectivism, substantialism* und *rationalism*.² Dagegen ist nichts einzuwenden, zumal alle Sozialwissenschaften die alten Kontroversen zwischen Empirismus, Idealismus und Rationalismus von der Philosophie geerbt haben, aus der sie am Ende des 19. Jahrhunderts hervorgegangen sind; aber von Theoriestruktur sollte in dem Fall nicht die Rede sein.

Dies gilt auch für Max Hallers *Soziologische Theorie im systematisch-kritischen Vergleich* (1999): Der Autor kommentiert zwar gleich zu Beginn die Vielfalt soziologischer Theorien und unterscheidet verschiedene Theorietypen, bietet aber keine verallgemeinerungsfähige Definition von Theorie an, die allen Typen gemeinsam wäre, sondern

¹ Vgl. A. Giddens, J. Turner, *Social Theory Today*, Cambridge-Oxford, Polity-Blackwell, 1987, S. 9-10.

² Vgl. T. Johnson, Ch. Dandeker, C. Ashworth, *The Structure of Social Theory*, London, Macmillan (1984), 1987, S. 19-21.

läßt es bei der Feststellung bewenden, „daß der Begriff der Theoriebildung sich ganz allgemein auf den symbolischen Aspekt der menschlichen Erfahrung bezieht, im Gegensatz zur bloßen Wahrnehmung von Fakten“.³ Doch diese Charakteristik gilt uneingeschränkt für jede Ideologie oder Religion und deckt sich nicht mit anderen Definitionen (vgl. weiter unten). Es gilt daher weiterhin Rainer Greshoffs Feststellung, „daß die Verwendungsweise des Wortes ‚Theorie‘ als uneinheitlich eingeschätzt wird“.⁴

Von metatheoretischen Reflexionen dieser Art bleibt Welleks und Warrens bekannte Einführung in die Literaturwissenschaft *Theory of Literature* (1949) völlig unberührt, weil die Autoren zwar den Literaturbegriff definieren, den Theoriebegriff aber gleichsam als Ornament nur mitführen.⁵ Ähnliches kann von Stanzels ansonsten verdienstvoller *Theorie des Erzählens* (1979) gesagt werden, die durchaus eine implizite Theorie enthält, sie jedoch nicht darstellt, nicht reflektiert und daher auch nicht gegen konkurrierende Entwürfe (von Genette oder Greimas)⁶ abzugrenzen vermag.

Wozu ist das notwendig? – könnte nun der Theorieskeptiker einwenden. Es ist notwendig, damit interessierte Leserinnen und Leser merken, daß man den Gegenstand „Erzählung“ auch anders konstruieren kann und einen Roman dann ganz anders liest als Stanzel – z.B. mit Genette oder Greimas, die ihre theoretischen Ansätze auch nicht reflexiv darstellen.⁷ Dies ist nicht nur wegen des vielbeschworenen theoretischen Pluralismus wichtig, der hier ernstgenommen wird, sondern auch wegen der für jede Theorie lebenswichtigen Erkenntnis, daß

³ M. Haller, *Soziologische Theorie im systematisch-kritischen Vergleich*, Opladen, Leske-Budrich, 1999, S. 38.

⁴ R. Greshoff, „Notwendigkeit einer ‚konzeptuellen Revolution in der Soziologie‘? Kritische Überlegungen zu Luhmanns Anspruch am Beispiel von ‚doppelter Kontingenz‘“, in: *Österr. Zeitschrift für Soziologie* 2, 1999, S. 7.

⁵ R. Wellek, A. Warren, *Theory of Literature*, London, Peregrine Books (1963), 1968, S. 36-37.

⁶ Vgl. F. K. Stanzel, *Theorie des Erzählens*, Göttingen, Vandenhoeck-Ruprecht, 1979.

⁷ Vgl. T. H. Kim, *Vom Aktantenmodell zur Semiotik der Leidenschaften. Eine Studie zur narrativen Semiotik von Algirdas J. Greimas*, Tübingen, Narr, 2002, Kap. V: „Der erzähltheoretische Kontext: Greimas, Genette, Stanzel“. Kim stellt einen Theorienvergleich an und beurteilt Greimas', Genettes und Stanzels Theorien im Hinblick auf ihre erzähltheoretische Leistung.

es zu allen ihren Gegenständen Alternativkonstruktionen gibt (vgl. Kap. XII).

Im Gegensatz zu Stanzel, der den Theoriebegriff dem *common sense* der Umgangssprache anvertraut, verspricht Pasternacks *Theoriebildung in der Literaturwissenschaft* (1975), ein Buch das mitten in der „Methodendiskussion“ erschien, eine tiefeschürfende Auseinandersetzung mit dem Theoriebegriff – den der Autor allerdings gar nicht zur Sprache bringt.⁸ In der „Wissenschaftstheoretischen Vorklärung“ ist von der „Paradigmaabhängigkeit der Theorien“ die Rede, und unterhalb des Titels „Materialistisch-dialektische Theorie und Literaturwissenschaft“ heißt es: „Die historisch-materialistische Wissenschaft versteht sich selbst als einen revolutionären Bruch mit der traditionellen Theorie.“⁹ Solche Sätze wird man auch in philosophischen, soziologischen und geschichtswissenschaftlichen Abhandlungen aus dieser Zeit finden. Sie lassen bohrende Frage aufkommen, ohne sie zu beantworten: Werden hier „Wissenschaft“ und „Theorie“ als Synonyme verwendet? Was ist „dialektisch“?

Nicht ohne Ironie erinnert Vincent Descombes daran, daß das Wort „Dialektik“ in der französischen Philosophie der Nachkriegszeit fast ausschließlich in Begleitung von euphorischen Konnotationen auftrat, so daß die Frage nach seiner Definition fast als eine Art Affront aufgefaßt wurde.¹⁰ Die „Sache der Dialektik“¹¹ hat diese Allergie gegen Definitionen nicht gefördert; die Sache der Theorie auch nicht.

Die Theorieskeptiker, die nicht so leicht zu überzeugen sind (was durchaus eine theoretische Tugend sein mag), werden angesichts dieser

⁸ Zu den wenigen Ausnahmen in diesem Bereich gehören: H. Göttner, *Logik der Interpretation. Analyse einer literaturwissenschaftlichen Methode unter kritischer Betrachtung der Hermeneutik*, München, Fink, 1973, S. 7; dies. „Classification of Theories of Literature“, in: *Communication and Cognition* (Gent), 2, 1978, S. 157-161. (Göttner geht von W. Stegmüllers Modellen aus.) Sowie: J. J. A. Mooy, „Filosofie van de literatuurwetenschap“, in: ders., *Idee en verbeelding. Filosofische aspecten van de literatuurbeschuwing*, Assen, Van Gorcum, 1981, S. 96, wo Mooy auf den geringen prognostischen Wert literaturwissenschaftlicher Theorien sowie auf deren niedrigen „Testbarkeitsgrad“ hinweist.

⁹ G. Pasternack, *Theoriebildung in der Literaturwissenschaft*, München, Fink, 1975, S. 15.

¹⁰ V. Descombes, *Le Même et l'autre. Quarante-cinq ans de philosophie française (1933-1978)*, Paris, Minuit, 1979, S. 22.

¹¹ Vgl. R. Bubner, *Zur Sache der Dialektik*, Frankfurt, Suhrkamp, 1980.

Ausführungen ihre Fragen wohl wiederholen: Wozu Theorie? Wozu eine Definition?

Die Antwort mag diesmal kurz ausfallen: Weil *theoria* Wahrnehmung bedeutet (griech. *theorein*: schauen)¹² und weil alle unsere Wahrnehmungen kulturell, ideologisch und theoretisch bedingt sind, so daß es dringend notwendig erscheint, Ideologie und Theorie zu entwirren, um unsere eigenen Behauptungen besser zu verstehen. Denn wir wachsen in sozialen Situationen auf, die von ideologischen und theoretischen Sprachen beherrscht werden, die unser Denken und unsere Wahrnehmung, d.h. unsere Subjektivität, mitbestimmen. Wenn wir versuchen wollen, selbst zu denken, statt uns denken zu lassen und halb geblendet nach der Wirklichkeit zu tasten, werden wir auch erfahren wollen, was Theorie ist – und wie sie sich von Kultur, Ideologie, Sprache oder Wissenschaft unterscheidet.

Gerade im wissenschaftlichen Bereich ist diese reflexive und selbstkritische Einstellung unentbehrlich: Erst ein konkreter Theoriebegriff wird es den Kultur- und Sozialwissenschaften ermöglichen, ihre Theoriebildung im gesellschaftlichen und sprachlichen Kontext zu reflektieren und in ihren Gegenständen kontingente theoretische Objektkonstruktionen zu erkennen. Denn Text, Kultur, Gesellschaft, Psyche – und Theorie – sind nur als theoretische Konstruktionen zu verstehen, deren soziale Entstehungsgeschichte stets mitbedacht werden sollte.

1. Theorie: strukturell und funktional

In einem ersten Schritt mag es lohnend sein, heuristisch zwei grundsätzliche Theorieauffassungen zu unterscheiden, die sowohl in der Wissenschaftstheorie als auch in der Wissenschaftssoziologie anzutreffen sind: die *strukturelle* und die *funktionale*. Freilich handelt es sich um Idealtypen im Sinne von Max Weber, der vom Idealtypus sagt: „Er wird gewonnen durch einseitige *Steigerung eines oder einiger* Gesichtspunkte und durch *Zusammenschluß* einer Fülle von diffus und diskret, hier mehr, dort weniger, stellenweise gar nicht, vorhande-

¹² Vgl. H. Kloft, „Die Theoria der Griechen. Ein Modell und drei Fallbeispiele“, in: K. L. Pfeiffer, R. Kray, K. Städtke (Hrsg.), *Theorie als kulturelles Ereignis*, Berlin-New York, de Gruyter, 2001, S. 49.

ner *Einzelerscheinungen*, die sich jenen einseitig herausgehobenen Gesichtspunkten fügen, zu einem in sich einheitlichen *Gedankenbilde*.¹³ Hier wird bereits deutlich, daß eine Theorie, die sich an Idealtypen orientiert, ihre Objekte konstruiert, indem sie von der empirischen Wirklichkeit mit Hilfe von Relevanzkriterien, Selektionsverfahren und Zusammenfassungen abstrahiert.

Strukturelle und funktionale Auffassungen von Theorien sind insofern Idealtypen, als kaum jemand den strukturellen oder den funktionalen Aspekt völlig isoliert betrachtet. In den meisten Fällen geht es – sogar in stark formalisierten Modellen – darum, die Struktur einer Theorie im Hinblick auf ihren funktionalen (sozialen) Kontext zu erklären. Dennoch kann gezeigt werden, daß sich in wissenschaftstheoretischen Ansätzen das Augenmerk eher auf die *Struktur* von Theorien richtet, während wissenschaftsgeschichtliche und wissenschaftssoziologische Ansätze die *Funktion* von Theorien in den Vordergrund stellen.

Als strukturell im umgangssprachlichen Sinne könnte man die zahlreichen Definitionen von „Theorie“ bezeichnen, auf die man in philosophischen und soziologischen Nachschlagewerken stößt: „T. bedeutet heute im Gegensatz zur bloßen (...) Empirie jede wissenschaftl[iche] Wissens-Einheit, in welcher Tatsachen und Modellvorstellungen bzw. Hypothesen zu einem Ganzen verarbeitet sind (...).“¹⁴ Was aber hält diese „Wissens-Einheit“ zusammen? Wie verhalten sich „Tatsachen“ zu „Hypothesen“ oder „Modellen“? Und: Wie unterscheiden sich die beiden letztgenannten voneinander? Solche Fragen bleiben offen. Über diese philosophische Kurzdarstellung geht die Definition in *Grundbegriffe der Soziologie*, wo „Theorie“ als „begründeter Aussagezusammenhang über bestimmte Aspekte der dem Menschen zugänglichen Wirklichkeit“¹⁵ erläutert wird, nicht hinaus.

Anspruchsvoller und aussagekräftiger ist die Definition von „Theorie“ im *Wörterbuch der Soziologie*: „Eine Th[eorie] als ein System untereinander durch Ableitbarkeitsbeziehungen verbundener Aussagen u[nd] Sätze muss: (a) logisch konsistent u[nd] wider-

¹³ M. Weber, *Soziologie, universalgeschichtliche Analysen, Politik*, Stuttgart, Kröner, 1973, S. 235.

¹⁴ *Philosophisches Wörterbuch*, Hrsg. G. Schischkoff, Stuttgart, Kröner, 1978, S. 693.

¹⁵ B. Schäfers (Hrsg.), *Grundbegriffe der Soziologie*, Opladen, Leske-Budrich, 1986, S. 295.

spruchslos sein; (b) informativ sein, d.h. ihre Sätze müssen so formuliert sein, dass sie einen bestimmten Realitätsbezug haben u[nd] darum an den Tatsachen überprüft werden können; (c) bestimmte Korrespondenzregeln angeben, nach denen die Operationalisierung ihrer Postulate, d.h. die Übersetzung ihrer in den Hypothesen verwendeten Grundannahmen und Begriffe in Beobachtungs- (Experiments-) Operationen ermöglicht werden kann.“¹⁶

Hinter diese Definition fällt die von Wenturis, Van hove und Dreier in *Methodologie der Sozialwissenschaften* zurück: „Bei dem Versuch, die Frage, ‚was eine Theorie sei‘, zu beantworten, kann in einer ersten Annäherung Theorie als ein (theoretisches) Ordnungsgefüge für etwas Vorgegebenes charakterisiert werden, gleichgültig was dieses Vorgegebene auch immer sein mag. Diese sehr allgemein gehaltene Feststellung kann in der Weise spezifiziert werden, daß unter einer Theorie jede Hypothese, Verallgemeinerung oder jedes Gesetz (sei es deterministisch oder statistisch) oder dessen Konjunktion verstanden wird. Darüber hinaus ist es möglich, jedem Satz den Charakter einer Theorie zuzusprechen.“¹⁷

Obwohl die Autoren die zuletzt zitierte Behauptung mit einem Hinweis auf Poppers *Logik der Forschung* (1934) zu legitimieren suchen, ist sie nicht überzeugend. Denn einzelne Sätze sind vieldeutig und nehmen erst im Diskurs (als transphrastischer, semantisch-narrativer Struktur) eine konkrete Bedeutung an. Nur in Ausnahmefällen kann ein komplexer Satz, der einen theoretischen Diskurs zusammenfaßt, als „Theorie“ (als deren Kurzdarstellung) bezeichnet werden.

Im übrigen muß man nicht Dekonstruktivist sein, um zu sehen, daß die Definition aus *Methodologie der Sozialwissenschaften* den beiden vorangegangenen Definitionen von „Theorie“ teilweise widerspricht: Während die beiden ersten Definitionen „Sätze“ und „Hypothesen“ für *Bestandteile* von Theorien erklären, sind Wenturis, Van hove und Dreier bereit, die Bezeichnung „Theorie“ auf „Hypothesen“, „Verallgemeinerungen“, „Gesetze“ und sogar „Sätze“ auszudehnen.

¹⁶ K.-H. Hillmann, *Wörterbuch der Soziologie* („Theorie“), Stuttgart, Kröner (5., vollständig überarbeitete und erweiterte Aufl.), 2007, S. 895. (Vgl. auch den Kommentar zu diesem Artikel in Kap. II.)

¹⁷ N. Wenturis, W. Van hove, V. Dreier, *Methodologie der Sozialwissenschaften*, Tübingen-Basel, Francke, 1992, S. 330-331.

Im folgenden (vor allem in Kap. II) wird sich zeigen, daß das Problem nicht trivial ist und nicht gelöst werden kann, solange „Theorie“ nicht semiotisch als *über den Satz hinausgehende, transphrastische Struktur*, d.h. als *Diskurs*, definiert wird. Zum ersten Mal tritt dieses Problem beim frühen Karl R. Popper auf, auf den sich die Autoren von *Methodologie der Sozialwissenschaften* nicht zufällig berufen, wenn sie meinen, „Theorie“ und „Satz“ (gelegentlich) identifizieren zu können. Denn Popper stellt fest: „Wissenschaftliche Theorien sind allgemeine Sätze.“¹⁸

Für die strukturelle Perspektive sind gerade seine Arbeiten charakteristisch, die hier im vierten und sechsten Kapitel eine wichtige Rolle spielen werden und in denen nicht so sehr nach dem Inhalt theoretischer Aussagen, sondern nach deren Beschaffenheit gefragt wird. Sie sollen so formuliert werden, verlangt Popper, daß sie *falsifizierbar* (d.h. widerlegbar) sind. Nicht die vom Wiener Kreis angestrebte *Verifizierbarkeit* als endgültige empirische Bestätigung soll (1934) das neue Kriterium für die Wissenschaftlichkeit einer Theorie sein, sondern deren Widerlegbarkeit: „Nun wollen wir aber doch nur ein solches System als empirisch anerkennen, das einer *Nachprüfung* durch die ‚Erfahrung‘ fähig ist. Diese Überlegung legt den Gedanken nahe, als Abgrenzungskriterium nicht die Verifizierbarkeit, sondern die *Falsifizierbarkeit* des Systems vorzuschlagen (...).“¹⁹

Es kommt folglich nicht auf den Inhalt theoretischer Aussagen an, sondern auf ihre formale Beschaffenheit oder ihre Struktur, die Widerlegbarkeit gewährleistet. Popper erklärt: „*Ein empirisch-wissenschaftliches System muß an der Erfahrung scheitern können.*“²⁰ Er fügt zwei Satzbeispiele hinzu: „Den Satz: ‚Hier wird es morgen regnen oder auch nicht regnen‘ werden wir, da er nicht widerlegbar ist, nicht als empirisch bezeichnen; wohl aber den Satz: ‚Hier wird es morgen regnen‘.“²¹ Jeder, der sich schon einmal über nichtssagende Floskeln geärgert hat, die „veränderliches“ Wetter oder Gefahren im Straßenverkehr (Horoskope) prophezeien, wird Popper recht geben.

Allerdings stellt sich Popper im Hinblick auf eine mögliche Falsifizierbarkeit ein axiomatisiertes System im Sinne der Physik vor, das

¹⁸ K. R. Popper, *Logik der Forschung* (1934), Tübingen, Mohr-Siebeck, 2002 (Jubiläumsausgabe, Nachdruck der 10. Aufl.), S. 31.

¹⁹ Ibid., S. 15.

²⁰ Ibid.

²¹ Ibid.

in den Kultur- oder Sozialwissenschaften kaum anwendbar ist: „Sämtliche Voraussetzungen werden in einer kleinen Anzahl von ‚Axiomen‘ (...) an die Spitze gestellt, derart, daß alle übrigen Sätze des theoretischen Systems aus ihnen durch rein logische bzw. mathematische Umformung abgeleitet werden können.“²² Nun haben aber die meisten kulturwissenschaftlichen Theorien eher eine „narrative“ (vgl. Kap. II) als eine formallogische oder mathematische Struktur. Es fragt sich daher, ob die Forderung nach Widerlegbarkeit oder Falsifizierbarkeit für sie gelten kann. Im vierten Kapitel soll diese Frage, die seit Otto Neurath²³ die Popper-Kritiker beschäftigt, ausführlich behandelt werden.

Einseitiger, aber genauer als Popper versucht Wolfgang Stegmüller, „Theorie“ auf strukturell-mathematischer Ebene zu bestimmen: „Die mathematische Struktur einer Theorie wird untergegliedert in *Strukturrahmen*, *Strukturkern* und *erweiterten Strukturkern*. Eine *Theorie* selbst wird als ein nichtsprachliches Gebilde charakterisiert, nämlich aufgefaßt als ein geordnetes Paar, bestehend aus einem Strukturkern *K* und der Klasse der intendierten Anwendungen *I*.“²⁴

Diese Definition ist einerseits ermutigend, andererseits entmutigend. Sie ist ermutigend, weil zunächst die Hoffnung geweckt wird, daß „Theorie“ hier mathematisch genau auf struktureller Ebene bestimmt werden kann; sie ist entmutigend, weil zugleich der nichtsprachliche Charakter von „Theorie“ betont wird.

Stegmüllers explizite „Preisgabe des ‚statement view‘ von Theorien“²⁵, die deren sprachlichen Charakter aufhebt, so daß sie nicht mehr als „*Klassen von Sätzen*“²⁶ verstanden werden, mag im Bereich der Naturwissenschaften den Vorteil haben, daß hier von einer Äquivalenz verschiedener Theorien gesprochen werden kann oder auch von der Reduktion einer Theorie auf eine andere: „Es soll ermöglicht werden, von der Äquivalenz *verschiedener* Theorien zu sprechen, die

²² Ibid., S. 41.

²³ Vgl. O. Neurath, „Pseudorationalismus der Falsifikation (1935)“, in: O. Neurath, *Gesammelte philosophische und methodologische Schriften*, Bd. II, Hrsg. R. Haller, H. Rutte, Wien, Hölder-Pichler-Tempsky, 1981, S. 637-639.

²⁴ W. Stegmüller, *Probleme und Resultate der Wissenschaftstheorie und Analytischen Philosophie*, Bd. II, *Theorie und Erfahrung*, Zweiter Teilband, *Theorienstrukturen und Theoriendynamik*, Berlin-Heidelberg-New York, Springer, 1985, S. 20.

²⁵ Ibid., S. 141.

²⁶ Ibid.

auf ganz *verschiedenen* begrifflichen Apparaturen aufbauen.²⁷ Sie hat den Nachteil, daß Stegmüllers auf die Physik ausgerichtetes Konzept nicht ohne erhebliche Verzerrungen und Verluste auf kultur- und sozialwissenschaftliche Theorien anwendbar ist.

Sein Versuch, dieses Konzept auf Freuds Psychoanalyse anzuwenden, zeitigt Einseitigkeiten und Mißverständnisse, weil „Verdrängung“ (die ja das Unbewußte erst hervorbringt) als sekundärer Terminus behandelt wird und weil Stegmüller andere Kernbegriffe wie *Ich*, *Es* und *Überich* überhaupt nicht zur Sprache bringt. Auch der narrative Charakter der Psychoanalyse und ihrer Therapien wird nicht wahrgenommen.²⁸ Stegmüllers ansonsten anregende Rekonstruktion von Marxens Politischer Ökonomie abstrahiert ebenfalls von deren narrativer Struktur und isoliert einen Teilbereich dieser Theorie²⁹ (dazu ausführlicher Kap. XIII, 2). Angesichts solcher Rekonstruktionsversuche, die bestimmte Aspekte von Theorien belichten und andere ausblenden, fragt es sich, ob von „äquivalenten“ Theorien oder Theorieteilern im kultur- und sozialwissenschaftlichen Bereich überhaupt gesprochen werden kann.

Selbst wenn unter „Äquivalenz“ nicht formale Identität, sondern lediglich die „intuitive Vorstellung“ (Stegmüller) maßgeblich ist, „daß sich aus äquivalenten Theorien *‘dieselben empirischen Folgerungen herleiten‘* lassen“³⁰, bleibt die Anwendbarkeit auf die Kultur- und Sozialwissenschaften problematisch. Denn in diesem Bereich drücken Theorien – wie sich zeigen wird – individuelle und kollektive Interessen aus. Ihre Terminologien lassen sich schon deshalb nicht als äquivalent behandeln, „reduzieren“ oder auf andere Arten neutralisieren, weil sie wesentlich zur Subjektkonstitution der kommunizierenden Gruppen und Individuen beitragen.³¹

Wie sehr dies der Fall ist, wie sehr Theorien zugleich Ideologien sind, läßt die *funktionale* Betrachtungsweise von Pierre Bourdieu er-

²⁷ Ibid.

²⁸ W. Stegmüller, *Probleme und Resultate der Wissenschaftstheorie und Analytischen Philosophie*, Bd. II, *Theorie und Erfahrung*, Dritter Teilband, *Die Entwicklung des neuen Strukturalismus seit 1973*, Berlin-Heidelberg-New York, Springer, 1986, S. 419-421.

²⁹ Vgl. *ibid.*, S. 432-449.

³⁰ W. Stegmüller, *Probleme und Resultate der Wissenschaftstheorie und Analytischen Philosophie*, Bd. II, *Theorie und Erfahrung*, *op. cit.*, S. 141.

³¹ Vgl. Vf., *Theorie des Subjekts. Subjektivität und Identität zwischen Moderne und Postmoderne*, Tübingen-Basel, Francke, 2010 (3. Aufl.), Kap. V.

kennen, die im neunten Kapitel ausführlicher zur Sprache kommt. Bourdieu interessiert sich nicht primär für die Struktur (Beschaffenheit) von Theorien, sondern für deren Funktionieren im *wissenschaftlichen Feld* (*champ scientifique*), d.h. im institutionellen Kontext. In diesem Kontext, erklärt er, erfüllen sie „eine rein wissenschaftliche und eine soziale Funktion“³² – nämlich im Hinblick auf die Akteure, die im wissenschaftlichen Feld auftreten.

Anders gesagt: Wir haben es in diesem Bereich einerseits mit Erkenntnisprozessen zu tun, andererseits mit strategischen Auseinandersetzungen, die symbolisches Kapital zum Gegenstand haben und über die Position der Akteure im *champ* entscheiden. Eine wissenschaftliche Entdeckung, deren Erkenntniswert niemand bestreitet, kann zugleich ein „symbolischer Mord“ („un meurtre symbolique“)³³ an einem Rivalen sein, der diese Entdeckung im Rahmen einer anderen Theorie anstrebte.

„Theorie“ erscheint hier einerseits als Erkenntnisinstrument, andererseits als Strategie, die im Kampf um die Vormachtstellung im wissenschaftlichen Feld eingesetzt wird. Nicht zu Unrecht spricht Bourdieu in diesem Zusammenhang von „Ideologie“: „Anders gesagt, ich glaube, daß recht viele Arbeiten, die als ‚theoretisch‘ oder ‚methodologisch‘ bezeichnet werden, nichts als Rechtfertigungsformen von bestimmten Arten der wissenschaftlichen Kompetenz sind. Und eine Analyse des soziologischen Feldes würde zweifellos zeigen, daß eine starke Korrelation zwischen der Art von Kapital besteht, über die verschiedene Forscher verfügen, und der Art von Soziologie, die sie als die einzig legitime verteidigen.“³⁴

Die Gefahr dieser funktionalen Betrachtungsweise besteht darin, daß sie sich auf die strategische Wirkung von Theorien im „Feld“ konzentriert und darüber sowohl ihre Struktur als auch ihren Erkenntniswert vergißt. Die Tatsache, daß Bourdieu diese Vergeßlichkeit seiner eigenen Theorie immer wieder dementiert³⁵, sollte nicht darüber hinwegtäuschen, daß er im Gegensatz zu Popper oder Stegmüller nichts Brauchbares zur Struktur wissenschaftlicher Theorien vorgebracht hat. Wie muß eine Theorie beschaffen sein, um sich von bloßen

³² P. Bourdieu, *Science de la science et réflexivité*, Paris, Raisons d’agir, 2001, S. 109.

³³ Ibid.

³⁴ P. Bourdieu, *Choses dites*, Paris, Minuit, 1987, S. 48.

³⁵ Vgl. P. Bourdieu, *Leçon sur la leçon*, Paris, Minuit, 1982, S. 54-56.

Ideologien und Feldstrategien zu unterscheiden? Wie soll ihre Struktur aussehen? Vor allem die zweite Frage läßt Bourdieu offen. Schon deshalb erscheint eine klare Abgrenzung von Ideologie und Theorie (Kap. II) als unverzichtbarer Bestandteil einer brauchbaren Theorie-Definition, die sich auf die diskursive Ebene beziehen sollte.³⁶

Diese Ebene nimmt auch Niklas Luhmann nicht wahr, wenn er Theorien – in der sprachanalytischen Tradition verharrend – als Satzsysteme definiert: „Sie bestehen aus Aussagen (Kommunikationen) in der Form von Sätzen.“³⁷ Wie aber hängen diese Sätze zusammen, und was macht eine wahre, wahrheitsfähige oder falsifizierbare Theorie aus?

Nicht diese Frage beschäftigt Luhmann, der auch den von Bourdieu angesprochenen Herrschaftsfaktor innerhalb der institutionalisierten Wissenschaft ausklammert, sondern das Funktionieren von Theorien im autonomen, *autopoietischen* (sich selbst erzeugenden und erhaltenden)³⁸ Subsystem Wissenschaft, das als ganzes durch den Gegensatz von *wahr/unwahr*³⁹ strukturiert wird. Auf die Kommunikation und Wissensproduktion innerhalb dieses Systems ist Luhmanns Augenmerk gerichtet, nicht auf die Strukturen einzelner Theorien: „Die Autopoiesis des Systems erfordert nichts anderes als die Fortsetzung der Kommunikation über Wahrheit und Unwahrheit, also die Fortsetzung der Kommunikation in diesem symbolisch generalisierten Medium.“⁴⁰

Trotz aller Unterschiede und Gegensätze, die Luhmann von Bourdieu trennen und die im neunten Kapitel zur Sprache kommen, geht es auch bei Luhmann um die Frage, wie Kommunikation im Subsystem Wissenschaft Wissen und Wahrheit produziert. In diesem Kontext erscheinen auch der Kritische Rationalismus und Karl R. Poppers Falsifikationspostulat eher als Strategien und Funktionen im autonomen

³⁶ Vgl. Vf., *Ideologie und Theorie. Eine Diskurskritik*, Tübingen, Francke, 1989, Kap. XI: „Reflexion und Diskurs“.

³⁷ N. Luhmann, *Die Wissenschaft der Gesellschaft*, Frankfurt, Suhrkamp, 1990, S. 406.

³⁸ Vgl. G. Kneer, A. Nassehi, *Niklas Luhmanns Theorie sozialer Systeme*, München, Fink, 1997 (3. Aufl.), S. 56: Definition von „Autopoiesis“.

³⁹ Vgl. N. Luhmann, *Die Wissenschaft der Gesellschaft*, op. cit., S. 577-578.

⁴⁰ *Ibid.*, S. 285.

Subsystem⁴¹ denn als Vorschläge für die richtige – falsifizierbare, mathematisierbare oder gesellschaftskritische – Theorie**struktur**.

Insgesamt zeigt sich, daß die strukturellen und die funktionalen Theorieauffassungen einander im Prinzip ergänzen, bisher jedoch kaum aufeinander abgestimmt wurden. Schon deshalb erscheint es sinnvoll, in den folgenden Kapiteln die strukturellen und funktionalen Gesichtspunkte miteinander zu verknüpfen und die theoretische von der ideologischen Funktion auf diskursiver Ebene zu unterscheiden (vgl. II, 2).

2. Theorie objektbezogen

Es gibt – wiederum idealtypisch betrachtet – eine dritte Möglichkeit, Theorien zu definieren und zu klassifizieren, nämlich im Hinblick auf deren Objekte oder Objektbereiche. Den Universalisten mag der Gedanke an eine *ad hoc*, *ad obiectum* konstruierte Theorie schockieren, weil er sich nicht ganz zu Unrecht sagt, daß eine gute Theorie in der Lage sein müßte, alles zu erklären.

In der idealen Welt, die ihm möglicherweise vorschwebt, wäre das sicherlich der Fall. Die reale Welt sieht bekanntlich anders aus, und sogar Luhmanns eindrucksvolle Systemtheorie, die auf nahezu alle sozialen Erscheinungen – von der Wirtschaft bis zur Kunst – angewendet wird, zeitigt in Einzelbereichen bisweilen Trivialitäten, etwa wenn der Systemsoziologe in *Die Kunst der Gesellschaft* Argumente für die Autonomie der Kunst ins Feld führt, die russische Formalisten an der Schwelle zum 20. Jahrhundert auch ohne Systemtheorie vorgebracht haben.⁴² Wie Hegels systematische Philosophie neigt diese

⁴¹ Ibid., S. 394 und S. 430.

⁴² Man vergleiche die folgenden Aussagen von Luhmann mit denen des russischen Formalisten B. Ejchenbaum: „Das Kunstwerk lenkt somit den Beobachter auf das Beobachten der Form hin.“ (N. Luhmann, *Die Kunst der Gesellschaft*, Frankfurt, Suhrkamp [1995], 1997, S. 238.) „Das Bestreben nach einer *Spezifizierung* der Literaturwissenschaft äußerte sich vor allem darin, daß man die ‚Form‘ als Grundproblem der Erforschung der Literatur betrachtete, eben als etwas Spezifisches – als das gewisse Etwas, ohne das es keine Kunst gibt.“ (B. Ejchenbaum „Zur Frage der ‚Formalisten‘“, in: H. Günther [Hrsg.] *Marxismus und Formalismus. Dokumente einer literaturtheoretischen Kontroverse*, Frankfurt-Berlin-Wien, Ullstein, 1976, S. 71-72.) Man wird sogleich einwenden, daß Luhmann die formalistische These im systemsoziologischen Kontext erklärt.

Theorie dazu, das Besondere in einem begrifflichen Höhenflug dem Allgemeinen zu unterwerfen.

Ähnliche Überlegungen stellt der nordamerikanische Soziologe Robert K. Merton in *Social Theory and Social Structure* (1949, 1968) an, wenn er der *grand theory*, der Systemtheorie, sein Mißtrauen ausspricht und im soziologischen Bereich für eine *Theorie der mittleren Reichweite* (*theory of the middle range*) plädiert. Er unterscheidet sie von Arbeitshypothesen der Alltagsforschung (die, wie sich hier weiter oben gezeigt hat, auch als „Theorien“ bezeichnet werden) und von „allumfassenden systematischen Anstrengungen, eine einheitliche Theorie zu entwickeln, die alle beobachteten Regelmäßigkeiten sozialen Verhaltens, sozialer Organisation und sozialen Wandels erklärt“.⁴³

Im Gegensatz zur großangelegten Systemtheorie soll die Theorie der mittleren Reichweite „empirische Forschung leiten“ und hat nicht die gesamte Gesellschaft, sondern nur einige ihrer Aspekte zum Gegenstand: „delimited aspects of social phenomena“.⁴⁴ Zur Verdeutlichung führt Merton Theorien der Bezugsgruppe, der sozialen Mobilität oder des Rollenkonflikts an.⁴⁵

Als besonders anschauliches Modell einer Theorie der mittleren Reichweite nennt er Emile Durkheims Studie über den Selbstmord. Bekanntlich versucht der französische Soziologe nachzuweisen, daß die Selbstmordrate keine rein individuelle, psychische Erscheinung ist, sondern mit abnehmender gesellschaftlicher Solidarität zunimmt. Sie ist aus diesem Grunde in Städten höher als auf dem Land. Eine besondere Rolle spielen die Familie (als mehr oder weniger integrierte Gemeinschaft) und der religiöse Faktor: Während die Selbstmordrate in individualistisch denkenden protestantischen Gruppierungen relativ hoch ist, ist sie in den stärker integrierten („solidarischen“) katholischen und jüdischen Gemeinschaften relativ niedrig. Merton stellt fest: „Durkheims Monographie *Suicide* ist möglicherweise das klassische Beispiel für die Verwendung und Entwicklung einer Theorie der mittleren Reichweite.“⁴⁶

Das ist zweifellos richtig, aber im Hinblick auf das einzelne literarische Werk geht er über die formalistischen Arbeiten kaum hinaus.

⁴³ R. K. Merton, *Social Theory and Social Structure*, New York, The Free Press, 1968 (enlarged ed.), S. 39.

⁴⁴ Ibid., S. 39-40.

⁴⁵ Ibid., S. 40.

⁴⁶ Ibid., S. 59.

Die vom anglo-amerikanischen Empirismus und von Humes Skepsis geprägte Rechtfertigung dieser Theorieauffassung lautet: Der Objektbereich soll nicht zu umfangreich sein, damit die Theorie konkret anwendbar bleibt. Aber schon Mertons Paradebeispiel läßt erkennen, daß eine objektbezogene Definition von „Theorie“ nicht unproblematisch ist.⁴⁷ Denn Durkheims bekannte Studie ist nicht unabhängig von seiner Gesellschaftstheorie zu verstehen, in der die Arbeitsteilung oder Ausdifferenzierung der Gesellschaft die mechanische, auf der Ähnlichkeit der Gruppenmitglieder basierende Solidarität durch die organische (arbeitsteilig-funktionale) Solidarität ersetzt. Diese ist keine „Solidarität“ im umgangssprachlichen Sinne, sondern wechselseitige funktionale Abhängigkeit, die das Kollektivbewußtsein als Zusammengehörigkeitsgefühl erheblich schwächt. Diese Entwicklung erklärt, weshalb der Selbstmord zu einem zentralen Phänomen der spätmodernen individualistischen Marktgesellschaft wird.⁴⁸

Kurzum: Durkheims Selbstmordstudie sollte nicht als „Theorie mittlerer Reichweite“ isoliert betrachtet werden, sondern als integraler Bestandteil seiner großangelegten Gesellschaftstheorie, die schon von seinem umfangreichen Werk über die Arbeitsteilung, *De la division du travail social* (1893), angekündigt wird.

Es fragt sich daher, ob es Theorien mittlerer Reichweite in dieser Form überhaupt geben kann: ob sie nicht Gesellschaftstheorien implizieren, die über sie hinausgehen. Sollte dies der Fall sein, dürfte sich Theorie nicht nur an Objekten orientieren, sondern auch am Nexus von Theoriebegriff und Gesellschaftstheorie. Die Frage sollte lauten: Wie hängt ein bestimmter Theoriebegriff mit der ihm entsprechenden Gesellschaftstheorie zusammen, und wie konstruiert sich die Theorie selbst als Metatheorie? (Vgl. den letzten Abschnitt dieser Einleitung und Kap. XV.)

Zu diesem Problem merkt Niklas Luhmann zu Recht an: „Nicht der Gegenstand garantiert die Einheit der Theorie, sondern die Theorie die Einheit des Gegenstandes gemäß dem Diktum, daß alles, was für

⁴⁷ Eine der zahlreichen Kritiken an Mertons Theoriebegriff bringt M. Mulkey in *Functionalism, Exchange and Theoretical Strategy* (1971), Aldershot, Gregg Revivals, 1992, S. 220 vor: „One difficulty with the notion of middle-range theory is that it is a residual category; and residual categories are typically susceptible to further sub-division.“

⁴⁸ Vgl. Ch. Baudelot, R. Establet, *Durkheim et le suicide*, Paris, PUF, 1990 (3. Aufl.), S. 120-121.

ein autopoietisches System Einheit ist, durch das autopoietische System Einheit ist.“⁴⁹

Seine anti-empiristische These findet ihre Bestätigung in Mertons eigener Theoriedefinition, die eher dürtig ausfällt und den Gedanken aufkommen läßt, daß der Wissenschaftler nicht ausschließlich vom Gegenstand ausgehen sollte: „Throughout this book, the term *sociological theory* refers to logically interconnected sets of propositions from which empirical uniformities can be derived.“⁵⁰ Welche Faktoren sorgen aber für die Verknüpfung dieser „sets of propositions“?

Auf diskursiver Ebene undefiniert bleibt auch der Theoriebegriff eines anderen objektorientierten Ansatzes: der von Barney Glaser und Anselm Strauss im Anschluß an den nordamerikanischen Pragmatismus, den Funktionalismus (Mertons) und den Interaktionismus (Meads) entwickelten Grounded Theory.⁵¹

Diese Theorie ist ein induktiv-hermeneutisches Verfahren, das bei der Formulierung von Hypothesen von den Tatsachen ausgeht und in einem offenen Prozeß der Theoriebildung immer wieder zu ihnen zurückkehrt.⁵² Anselm Strauss und Juliet Corbin nennen vier Charakteristika der Grounded Theory: 1. Sie entspricht dem beschriebenen Phänomen; 2. sie trägt zu seinem besseren Verständnis bei; 3. ihre Aussagen sind so verallgemeinerungsfähig, daß verschiedene Varianten und Veränderungen des Phänomens erfaßt werden; 4. sie soll schließlich eine Kontrolle der hier beschriebenen Schritte ermöglichen.⁵³

Durch ständiges Vergleichen mit dem Phänomen in dessen Abwandlungen und Varianten wird die Theorie so lange angepaßt, bis Objektadäquatheit durch die Aufnahme aller zur Verfügung stehenden

⁴⁹ N. Luhmann, *Die Wissenschaft der Gesellschaft*, op. cit., S. 407.

⁵⁰ R. K. Merton, *Social Theory and Social Structure*, op. cit., S. 39.

⁵¹ Zum Entstehungszusammenhang der Grounded Theory vgl. B. Péquignot. P. Tripier, *Les Fondements de la sociologie*, Paris, Nathan, 2000, S. 197-198.

⁵² Daß es sich nicht um einen platten Empirismus, sondern um empirische Hermeneutik handelt, geht aus Uwe Flicks Bemerkungen zur Grounded Theory als qualitativer Forschung hervor: „Dabei beginnt der Forschungsprozeß nicht als Tabula rasa. Ausgangspunkt ist vielmehr ein Vor-Verständnis des zu untersuchenden Gegenstandes bzw. Feldes.“ (U. Flick, *Qualitative Forschung. Theorie, Methoden, Anwendung in Psychologie und Sozialwissenschaften*, Reinbek, Rowohlt, 1999 [4. Aufl.], S. 60.)

⁵³ Vgl. A. Strauss, J. Corbin, *Basics of Qualitative Research: Grounded Theory. Procedures and Techniques*, London-Newbury Park, Sage, 1990, Kap. I.